

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 40

Artikel: Die Wahrheit über den „Schakal“
Autor: Anderegg, Roger
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-512995>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Wahrheit über den «Schakal»

Von Roger Andereg

Einen recht sonderbaren Brief erhielt dieser Tage der englische Bestsellerautor Frederick Forsyth, Verfasser so erfolgreicher Werke wie «Der Schakal», «Die Akte Odessa» und «Die Hunde des Krieges». Das Schreiben, das sich auf den auch verfilmten Roman «Der Schakal» bezieht, kam von den Bahamas, trug den Poststempel von Nassau und als Absender lediglich die Worte: «Der Schakal». Forsyth nahm zuerst an, Opfer eines Scherzes geworden zu sein, doch die Sache liess ihm keine Ruhe. Mit gewohnter Akribie recherchierte er die Herkunft des Briefes und musste zu seiner Ueberraschung feststellen, dass es keinen Grund gab, seine Echtheit in Zweifel zu ziehen. Seither befindet sich der abgebrühte Erfolgsautor in einem Zustand gelinder geistiger Verwirrung. Nur so ist es wohl zu erklären, dass er sich spontan bereit fand, dem Nebi die exklusiven Abdruckrechte an dem sonderbaren Brief einzuräumen. Das Schreiben, das wir hier in deutscher Uebersetzung, aber ungekürzt wiedergeben, hat folgenden Wortlaut:

Verehrter Meister, seit rund zehn Jahre bewohne ich hier auf den Bahamas einen netten kleinen Bungalow und verbringe meine Tage mit Faulenzen, Schwimmen und gelegentlichen Flirts mit gutsituierten Damen, die hier ihren Urlaub zu verbringen pflegen. Mein Leben lang habe ich davon geträumt, mich vom Geschäft zurückzuziehen und einen ebenso sorgenlosen wie ausgedehnten Lebensabend in angenehmer Umgebung zu verbringen. Mein letzter Job ermöglichte mir – auch wenn Sie in der Öffentlichkeit das Gegenteil verbreiten – die Verwirklichung meines Traumes.

Mein beschauliches Dasein fand ein jähes Ende, als ich eines Abends – oder, um mich an Ihre Genauigkeit zu halten: vorgestern um 20.37 Uhr – eine Freundin im Hotel abholen wollte. Während ich im Foyer wartete, fiel mein Blick auf einen dicken Wälzer, betitelt «Der Schakal», den wahrscheinlich irgendein Hotelgast hier liegen gelassen hatte. Mein Interesse war augenblicklich geweckt, und ich zog mich mit dem Buch in meinen Bungalow zurück (meine Freundin ist mir immer noch gram deswegen), wo ich es in einem Zug durchlas. Ich beendete die Lektüre um 3.19 Uhr in der Frühe des nächsten Morgens.

Sie sind mir also, verehrter Meister, auf die Schliche gekommen! Die Erkenntnis, dass man sich noch so sehr bemühen kann, mit unkonventionellen Mitteln zu arbeiten, dass man noch so peinlich darauf bedacht sein kann, seine Spuren hinter sich zu verwischen, dass all das nicht ausschliesst, dass ein Schriftsteller, dessen Spürnase das Riechorgan jedes Polizeihundes übertrifft, die Fährte aufnimmt und in mühevoller Kleinarbeit aufdeckt, was man so gut getarnt glaubte – diese Erkenntnis also war für mich einigermaßen niederschmetternd.

Trotzdem möchte ich Sie zu Ihrem Buch aufrichtig beglückwünschen! Sie haben eine grossartige Arbeit geleistet, und die Polizeidienste aller Länder würden sich wahrscheinlich glücklich schätzen, über einen Mann von Ihrem Scharfsinn und Ihrer Unbestechlichkeit

zu verfügen. Nicht nur haben Sie herausgefunden, dass ich, als ich mich mit den Spitzen der OAS in der Wiener Pension Kleist traf, Wildlederstiefel trug, oder dass ich nach dem Aufstehen zwei Tassen Kaffee zu trinken pflege (ja, auch heute noch halte ich das so, lieber Mr. Forsyth) – nein, Sie haben sogar ermittelt, dass das letzte, was die bedauernswerte Baronin wahrnahm, bevor sie unter meinen Händen starb, «ein Ausschnitt aus dem Teppichmuster» war. Gerade dieses Detail, für das es ja keinen lebenden Zeugen gibt, beweist mir Ihre verblüffende Intuition.

Im zwanzigsten Kapitel allerdings, verehrter Meister, wurden Sie von Ihrem kriminalistischen Spürsinn und von Ihrer Intuition im Stich gelassen. Gottseidank, möchte ich sagen, denn wenn sich die Geschichte so zugetragen hätte, wie Sie behaupten, dann läge ich jetzt in einem «schlichten Fichtensarg» auf dem Friedhof eines Pariser Vororts und nicht auf dem breiten französischen Bett (Sie sehen, gewissen Vorlieben bleibt man sein Leben lang treu) in meinem sonnenbeschienenen Bungalow.

Als ich nämlich am 25. August 1963 in der Verkleidung eines invaliden Kriegsveteranen das Haus 154 Rue de Rennes betrat, da war nicht die grossmütterliche Concierge, Madame Berthe, da, sondern ihre attraktive Enkelin Françoise. Sie war sehr zuvorkommend und erwies sich dem alten, verschwitzten, abgekämpften Kriegsveteranen gegenüber als so hilfsbereit, dass ich bald einmal feststellte, dass ich so abgekämpft gar nicht war. Noch nie war mir eine Frau von solchem Charme, von solcher Ausstrahlung begegnet, die Sympathie, so stellte sich heraus, war gegenseitig, die Hitze dieses Augustsonntages tat ein übriges dazu – und während de Gaulle die Kriegsveteranen dekorierte, vergnügte ich mich mit Mademoiselle Françoise auf sehr zivile Weise.

Zu meiner Beschämung muss ich Ihnen, verehrter Meister, gestehen, dass ich meine damalige Pflichtvergessenheit nie bereut habe. Der tapfere Kommissar Claude Lebel (bitte lassen Sie ihn von mir grüssen!) war mir ohnehin dicht auf

den Fersen – er schaute einmal kurz in das Schlafzimmer von Madame Berthe, zog sich aber sogleich wieder diskret zurück – und hätte mich aller Wahrscheinlichkeit nach daran gehindert, den tödlichen Schuss abzufeuern. Zudem brauchte ich nicht zu befürchten, wegen des bereits überwiesenen Geldes Schwierigkeiten mit der OAS zu bekommen, da ich darauf zählen durfte, dass die französischen Polizeiorgane (in die ich, wie Sie sicher begreifen werden, volles Vertrauen habe) die letzten Kämpfe der Geheimorganisation ohnehin bald liquidieren würden, was dann ja auch prompt geschah.

Sie sehen also: meine Rechnung ist aufgegangen! Hätten Sie, lieber Mr. Forsyth, nicht das ach so lebenswahre Sprichwort «Cherchez la femme!» vergessen, Sie hätten meine Spur in Paris wohl kaum verloren. Sollten Sie in Kenntnis der Tatsachen erwägen, den läppi-schen Schluss Ihres Buches («Man errechnete später, dass das Geschoss den Kopf des Präsidenten nur um Millimeter verfehlte» – ist das, mit Verlaub, nicht etwas unter dem Niveau eines renommierten Thrillerautors?) in einer neuen Auflage zu berichtigen, so ermächtige ich Sie hiermit, meine authentische Version zu benützen. Im Sinne historischer Genauigkeit, die Ihnen ja besonders am Herzen liegt, wäre es mir eine Ehre, Ihnen mit detaillierten Angaben, besonders in bezug auf Mademoiselle



Françoise, dienen zu dürfen. Als kleine Gegenleistung könnten Sie mich vielleicht wissen lassen, wo ich die mir sehr teuren Wildlederstiefel, die ich damals in Wien trug, verlegt habe. Ich kann sie einfach nicht mehr finden!

Mit vorzüglicher Hochachtung
Der Schakal.

